Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

31 (5.8.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Liebhaber historischer und baulicher Merkwürdigkeiten, wenn es nicht um die sommerliche Reisezeit mitten in der Waberlohe von Sonnenglut läge, die den Kaiserstuhl um diese Zeit erfüllt. Aber es lohnt sich sehr, im Frühling oder im Herbst einmal diese romantische Landschaft zu besuchen, in der ja die nahe bei Burkheim gelegene Burg Sponeck am Rhein ein weiterer Anziehungspunkt ist. Der erste Eindruck beim Betreten Burkheims ist der eines im Dornröschenschlaf liegenden mittelalterlichen Städtchens. Diese Häuser mit Fachwerk und Erkern, Säulen und Portalen sind wirklich „alt" und nicht etwa für den Fremdenverkehr stilvoll erneuert. Die Jahrhunderte haben mit Wind und Wetter echte Züge des Alters in das Antlitz dieser malerischen Häuserreihen eingegraben. Ueberraschend ist der Anblick des Rathauses, das die Eleganz der Renaissancebauweise in die bäuerliche Mundart überträgt. Diese steinerne Wendeltreppe ist also der Dichter und Stadtschreiber Jörg Wickram hinaufgestiegen in seine Schreibstube? Aber so gern sich unsere Vorstellungskraft an diesem Bilde laben möchte, es stimmt doch nicht, denn dieser Bau ist erst nach dem Tod des dichtenden Stadtschreibers errichtet worden. Das Haus, in dem Jörg Wickram seines Amtes waltete, müssen wir uns viel schlichter vorstellen. Aber über manchen Stein des holperigen Straßenpflasters mag der alte Dichter mit müdem Schritt gegangen sein, und der Wein von den Burkheimer Rebenhügeln, besonders der feurige Schloßberger, mag ihm manchen Trost in den grämlichen von Siechtum geplagten Altersjahren gespendet haben.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1554 hatte Wickram in Burkheim sein Amt angetreten, nach dem er seit seiner Geburt (deren Zeitpunkt man nicht kennt) in Colmar im Elsaß gelebt und dort schon früh die bürgerlichen Schauspiele (ein Laientheater) und die Meistersingerschule geleitet hatte. Es mag wundernehmen, daß Wickram, der sich in den Colmarer Jahren als Schriftsteller einen bedeutenden Namen erworben hatte, im Alter seinen Wohnsitz änderte. Es besteht die Vermutung, daß er durch den Burgvogt Johannes Wickram auf der benachbarten Sponeck, einen Verwandten, zu dieser ihm vielleicht vorteilhaft scheinenden Stelle kam. Wahrscheinlich unterschätzen wir heute auch sehr die Bedeutung, die ein solches Städtchen einst hatte. Burrheim wurde um diese Zeit zu einem kleinen Heidelberg, als der kaiserliche General und Reichsfreiherr Lazarus von Schwendi sich oberhalb der Stadt aus einer armseligen Burg ein prächtiges Renaissanceschloß erbaute. Vielleicht haben aber auch menschliche Unzuträglichkeiten den Dichter aus seiner Geburtsstadt getrieben. So hoch sein schriftstellerischer Ruhm auch gestiegen sein mochte, die Colmarer sahen in Jörg Wickram eben nur einen der Ihren, sie fanden vielleicht manche seiner harmlosen menschlichen Schwächen bemerkenswerter als seine Dichtergabe. Denn es wird u. a. berichtet, daß Jörg Wickram die im Trunke gegen den Kaplan des St. Martinsstiftes ausgestoßenen „Schmähworte" zurücknehmen mußte. Ueberdies war Jörg Wickram als uneheliches Kind geboren! Sein Vater, der „Obrist"meister", d. h. Ratsvorsitzende Konrad Wickram, dessen weitverzweigte Patrizierfamilie mit Geiler von Kaisersberg verwandt war, sorgte jedoch für seinen Sprößling, wenn er ihm auch keinen gelehrten Unterricht zuteil werden ließ, worüber man sich angesichts der Werke des Dichters sehr wundert. — Diese Dinge spielten sicher in Wickrams Leben eine Rolle. Er war von guter Herkunft, aber durch seine uneheliche Geburt in seiner Heimat nicht ganz vollwertig. Ihm schwebte, wie wir wissen, als Wunschbild eine Volksgemeinschaft vor, in der die angeborenen Standesunterschiede beseitigt sind, und er zeigte im „Gabriotto" die tragische Seite dieses seines Lieblingsgedankens: alle vier Personen gehen an diesen Standesunterschieden zugrunde. Dagegen gibt Wickrams berühmtester Roman „Goldfaden" den noch Brentano (Heidelberg 1809) in erneuerter Gestalt herausgab, die glückliche Lösung dieses Motivs. Bemerkenswert ist, daß also in diesem Roman zum ersten Mal in der alemannischen Literatur der soziale und volkhafte Zug sichtbar wird, der Zug, der sich über J. Gotthelf und G. Keller bis zu Hansjakob und H. E. Busse verfolgen läßt. Der Held des Romans „Goldfaden" ist der Hirtensohn Leufried, der „alle gedruckten Reuterliedlein" eifrig studiert und durch seine schöne Stimme das ganze Gesinde, den Grafen und vor allem dessen Tochter Angliane erfreut. Er gewinnt schließlich sogar durch zwei von ihm gedichtete Gesänge das Herz der spröden Angliane. Nach vielen Schwierigkeiten werden die Standesunterschiede überwunden: Leufried steigt vom Küchenjungen, Pagen und Waldbruder auf zum regierenden Grafen! Die Handlung dieses Romans war damals eine dichterische und ins Soziale gerichtete Tat; heute ist das Motiv durch hundertfache Verkitschung in Zeitungsromanen, Tonfilmen und Operetten etwas zweifelhaft geworden. Ein feiner Zug in Wickrams Roman ist der, daß Leufried seine hochgeborene Liebste durch seine schöne Stimme und durch die selbstgedichteten beiden Lieder gewinnt. Es ist sicher kein Fehlschluß, anzunehmen, daß einst der Dichter selbst als Sänger schöne Erfolge erzielte, wenn er sich auch wahrscheinlich keine Grafentochter erfang. Ueber sein Weib Anna und den Zeitpunkt, da er sie heimführte, ist nichts Näheres bekannt.

Man darf ferner nicht außer acht lassen, daß Wickram in der Zeit der Meistersinger lebte, und daß sich darum auch manches Hausbacken = Meistersingerische in seinen Werken (Ausgabe d. Lit. Vereins in Stuttgart, 1903, sieben Bände.) findet. Schon von Colmar aus war Wickram zur Freiburger Singschule in Beziehung getreten. Es glückte ihm 1546 von den Freiburgern eine von Hans Sachs verfaßte und selbst geschriebene Sammlung von 48 meist geistlichen Meisterliedern leihweise zu erhalten, die er vom 3. bis zum 29. August unter Zuhilfenahme der Nächte kopierte. Diese Kopie ist in München erhalten. Es war die Zeit, da das Bürgertum seinen Aufstieg begann, eine Zeit des Erwachens und neuen Schöpfertums. Wickram war einer der ersten, die aus dem Volk schöpften und zugleich für es schrieben. Es war die Zeit, da der Begriff „Volk" etwas sehr Lebendiges, Kraft- und Saftvolles verkörperte. Diesem von unbändigem Lebenswillen erfüllten oberdeutschen Volke der Renaissancezeit wurde Jörg Wickram ein dichterischer Gestalter, wie es Pieter Bruegel um die gleiche Zeit als Maler für das niederländische Volk wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtung

Von Hans Friedrich Blunk.

Und jedes Ding, das deine Hand berührt,
Ist dir ein Wunder. Spürst du's nicht?
Der Stein, aus unbekannter Saat gewachsen,
Das Rad um die bewegten Achsen
Und einer Schwalbe Flug zum Licht.

Und jedes Denken, das dein Stirnjoch spürt,
Und jeder schnelle Blutschlag deiner Brust,
Und jeder Traum, der deine Nacht durchzittert,
Und jede Liebe, die dein Aug' umgittert:
Ein Wunderreis, des Sämanns unbewußt.

Rasse und Volk

Folge 31 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 5. August 1934

Von Ernst Wolfgang Falk

Ein Badedirektor und ein Staatsstreich

Ein politisches Possenspiel aus der badischen Vergangenheit

Im schön gelegenen Baden-Badener Schloß, wo der greise Karl Friedrich seit einiger Zeit mit seinem engeren Hofstaat weilte, kam es eines Tages zum offenen Streit zwischen der Reichsgräfin von Hochberg und Freiherrn von Dalberg, dem Vertrauten Napoleons für badische Angelegenheiten. Der Minister pocht auf den Tisch und will endlich einmal genau wissen, was es alles mit den Schulden der hohen Gemahlin des Großherzogs auf sich hat. Aber die Gräfin denkt nicht daran, dem Minister Auskunft zu geben; im Gegenteil, sie erklärt, überhaupt keine Schulden zu haben. Vielleicht besaß sie dabei eine geheime Rückendeckung am Erbgroßherzog, der ihr, man sieht nicht so recht ein, aus welchem Grund, Versprechungen gemacht zu haben schien. Item: die Huld der hohen Frau wandelt sich ihrem einstigen Günstling gegenüber in bitteren Haß; dieser Dalberg mußte weg!

Nun befand sich damals, es war im Sommer 1808, in Baden-Baden ein Badedirektor, zugleich Leiter der dortigen Polizei, Hofrat von Sternenhayn, ehemals österreichischer Gesandtschaftsbeamter; eine sehr zweifelhafte Persönlichkeit, listig und gewandt und voller Pläne, die nicht immer sehr sauber waren. Seine Frau Therese, eine Italienerin, war intim mit der Hochberg befreundet. Der Spieler Sternenhayn war just der Mann, der in diesem Augenblick für eine politische Kabale in Betracht kam, und so gleitet nunmehr die Handlung aus dem Salon der Gräfin in den abenteuerlichen Zirkel des Herrn Badedirektors hinüber. Irgendwo, geschickt verblasend im Hintergrund der Kulissen, verschwindet die Reichsgräfin. Es ist ein Film, in welchem Bild um Bild aus der höfischen Intrige einer enttäuschten Frau eine höchst bedenkliche Staatsaktion wird.

Da geht in Baden-Baden seit geraumer Zeit auch ein Monsieur de Villaines spazieren. Er war einmal französischer Gardeoffizier, trieb sich dann in den Kolonien umher und tauchte schließlich, elegant und stets von hübschen Frauen begleitet, in den adligen Emigrantenkreisen Badens auf, flirtete auf der Promenade, spielte, vergnügte sich, ein nobler Nichtstuer scheinbar, bis er dann auf eine Weile aus dem Kurort verschwindet und in den Gasthäusern zwischen Rastatt und Straßburg auftaucht: ein reichlich verdächtiger Lebenswandel. Es gelingt, diesen jungen Herrn, er war Mitte Dreißig, bei Karl Friedrich einzuführen, und offenbar wußte er dem alten Herrn, dessen geistige Kräfte immer mehr schwanden, gute Gesellschaft zu leisten; überdies hatte der Fürst aus seiner guten alten Zeit noch eine leichte Schwäche für alles, was aus französischen Adelskreisen kam. Selbstverständlich sprach man dabei auch über die allerhand Sorgen, die der Fürst hatte, die Notwendigkeit der Neugestaltung Badens nach den Wünschen Napoleons, und die mißliche Lage, in der sich die Finanzen befanden. Eines Tages hatte man den greisen Landesvater soweit, daß er in irgend einer Form Villaines um Vorschläge anging. Das aber war es, was man brauchte.

Villaines reist schleunigst nach Straßburg, erhält dort Empfehlungen an den französischen Polizeiminister, fährt nach Paris, bekommt die Erlaubnis, in badische Dienste zu treten, sucht sachkundige Mitarbeiter und findet einen früheren Beamten des Auswärtigen Amtes, de Rayneval, einen alten Herrn über siebzig, und den ebenfalls nicht mehr ganz jungen Advokaten François de Pons, einen Volkswirtschaftler. Beide nehmen an, daß Villaines insgeheim mit der französischen Regierung unter einer Decke stecke, und sind stolz und beglückt darüber, nun die Rolle von Reformatoren eines Rheinbundstaates spielen zu können! Ruhm, Ehre, Ansehen, Gunst beim Kaiser und bei Talleyrand, einträgliche Posten beim Markgrafen werden der Lohn ihrer Arbeit sein.

Die drei reisen nach Straßburg, in der Tasche die rasch angefertigten Pläne für ein neues Baden. Inzwischen hatte Karl Friedrich dem Geheimen Rat Herzog höchst eigenhändig geschrieben, er möge nach Straßburg fahren und dort im Gasthaus zum Raben absteigen; dort werde er weiteres erfahren. Herzog folgte dem geheim zu haltenden Befehl und erfuhr in Straßburg, daß er als großherzoglicher Kommissar und badischer Sachkenner die Entwürfe der drei Franzosen zu prüfen habe. Im übrigen erzählte man ihm, hinter der ganzen Sache stehe die französische Regierung; Auguste Talleyrand, der Gesandte in Karlsruhe, sei ebenfalls unterrichtet. Herzog sieht sofort, daß hier ein Streich gegen Dalberg vorliege, und das freut ihn; denn des Ministers innere Reform hatte ihn zum Geh. Referendär degradiert, ihm den Titel Exzellenz genommen, und wenn er, der Bürger, dem hochadligen Freiherrn eines auswischen konnte, so war er mit Verstand und Herz ganz bei einer solchen Sache. Außerdem: die Wege des Hofes waren ohnehin seit geraumer Zeit recht seltsam, und wer weiß, was alles am Ende der Aktion für ihn noch möglich wurde. Den Ehrgeiz zu Hohem hatte Herzog, und man muß nur die psychologische Schlauheit der Gräfin bewundern, die aus der Reihe der Räte just diesen geeignetsten herausgesucht hatte.

Nun geht es an die Arbeit. Eine Proklamation des Großherzogs wird entworfen, eine Verfassung geformt, eine feierliche Urkunde erklärt die Schulden des Hofes als National- und Landesschuld; die Regierungsnachfolge der hochbergischen Kinder wird dekretiert; Baden wird nach dem Muster der französischen Verwaltung neu aufgebaut; die Aemter werden neu verteilt, wobei man selbstverständlich nicht versäumt, auch an sich selbst zu denken. Das Ganze krönt ein Schreiben des Großherzogs an Napoleon, in welchem der Landesfürst des Kaisers Zustimmung zur Reform erbittet.

Karl Friedrich war inzwischen wieder in die Residenz zurückgekehrt, was sich verhängnisvoll auswirken sollte. Vorerst aber denken die vier Verschwörer, der Herr Badedirektor war nun auch mit bei der Partie, an nichts Schlimmes. Am fünften November 1808 sind sie im Karlsruher Schloß bei Karl Friedrich, zu dem nun niemand mehr Zutritt erhält. Der alte Herr erhebt keinen Widerspruch; vermutlich wußte er gar nicht so recht, was man spielte. Sofort ergeht an die Kabinettskanzlei der Befehl zur Anfertigung der Dekrete: Dalberg wird abgesetzt und Herzog Kabinettsdirektor. Die Beamten stehen vor einem Rätsel; jeder ahnt, daß hier etwas Gefährliches, Unrechtmäßiges, im Grunde ganz Unmögliches vor sich gehe; man zaudert, macht Ausflüchte, zieht die Ausfertigung hinaus — in der Hoffnung, es werde inzwischen Aufklärung erfolgen.

Aber erst am andern Morgen klappt das irrsinnige Kartenhaus zusammen. Der Erbgroßherzog war unterrichtet worden; in aller Eile werden die Minister und andere maßgebende Persönlichkeiten des Hofes zusammengetrommelt. Karl begibt sich zum Großherzog, bei dem die Herren Fran-

gosen gerade zur Audienz weilen; verlangt Aufklärung. Schließlich fordert er den Nachweis einer Vollmacht Napoleons. Die ist natürlich nicht vorhanden.

Der Vorhang fällt. Was nun noch kommt, ist ein fast komödienhafter Abschluß, der nur bei den betrogenen Betrügern, de Rayneval und de Pons, eine leichte tragische Färbung hat. Aber da auch der Gegenseite bei der ganzen Affaire nicht ganz wohl ist, immerhin war man ja durch die senile Vertrauensseligkeit des Großherzogs dokumentarisch einigermaßen gedeckt, so konnte man noch mit heiler Haut aus der Falle schlüpfen. Herzog wurde pensioniert, Villaines, der schlau genug war, den Verdacht lebendig zu erhalten, er sei doch geheimen Weisungen aus Paris dienstbar gewesen, erhielt 12 000 Franken für seine Bemühungen; der Gelehrte und der Advokat mußten sich mit weniger zufrieden geben. Aber als sie nach Straßburg kamen, wurden sie alle drei von der inzwischen unterrichteten französischen Regierung verhaftet. Man ließ sie aber bald wieder springen. Der famose Badedirektor vertauschte seinen schönen Kurort mit der kleinen Feste Dilsberg, wo er solange spazieren ging, bis er eines Tages in Brüssel ankam. Und die Gräfin Hochberg dachte nicht im Traum daran, etwa deswegen ihre Freundschaft mit seiner Frau Therese, der Italienerin, aufzugeben.

Fortan hielt es aber der Erbgroßherzog für richtiger, alle Erlasse seines Großvaters gegenzuzeichnen.

Hans-Gerhart Oestering:

Wolfartsweier

Aus der Geschichte des Dorfes

Schluß.

Gegenüber dem Waldeckchen Grabstein steht eine andere Platte, die der Erwähnung wert ist. Sie zeugt vom Tode des Generalmajors von der Streithorst. Sie hat dieselbe Größe wie die des Ritters von Waldeck, läuft jedoch nach oben in einem romanischen Bogen zusammen, unter dem das Wappen plastisch herausgearbeitet ist. Die Inschrift ist von einem Lorbeerkranz umrahmt, unter dem sich die Attribute des Kriegers aus dem Stein heben: eine Kanonenmündung schaut hinter einer Trommel hervor; rechts senkt eine Fahne ihr steinernes Tuch. Die Inschrift ist geradezu poetisch. Sie schildert, herrlich klar gemeißelt, in kurzen Zügen das Leben des Generalmajors Hermann Fr. von der Streithorst, das mit einem Kampfplatz verglichen wird, auf den er in Sachsen 1680 geführt wurde. Mit 14 Jahren trat er ins Heer ein, wo er sich in allen Lagen als ein echter tapferer Soldat bewährte. Am 15. Mai 1735 wurde er wieder aus diesem Kampfplatz abberufen. Auch über seine Ehe berichtet der Stein, und daß er seinem Weib eine Tochter hinterließ. Daß dieser wackere Mann sich zweifellos großer Verehrung erfreute, beweist eine Urkunde vom 16. Mai 1735, geschrieben auf der Carlsburg in Durlach, die seinen Tod feststellte und Feierlichkeiten für ihn beantragte.

Wenn man die Akten des Generallandesarchivs durchliest, bekommt man den Eindruck, daß Wolfartsweier ein recht armes Dörflein war, dem es schlecht genug ging. Nicht nur die Not nach dem Dreißigjährigen Krieg, wo von seinen Einwohnern, deren Besitzungen sich früher bis nach Grötzingen erstreckten, nur sieben übriggeblieben waren, sondern auch das 18. Jahrhundert hat dem Dörflein viel Ursache zu Gesuchen und Bittschriften gegeben. Von diesen sieben restlichen Einwohnern geht eine Sage: Die Durlacher hatten nach dem Krieg Teile des Wolfartsweirer Gemeindebesitzes an sich gerissen, da die sieben Bürger ihn doch nicht verwenden könnten. Als sie gegen das Dorf selbst vorgingen, taten die Männer gewaltig den Mund auf und vertraten ihr Recht und schließlich mit Erfolg. Die Stelle, wo die Auseinandersetzung stattfand, heißt das „Sieben Mundgäßlein". — 1745 wird der „Siebente Mundberg" erwähnt als „felsicht und unbrauchbar zum Weydgang".

Im 18. Jahrhundert hatte das Dorf besonders unter Ueberschwemmungen zu leiden. Wenn man heute dem Wolfartsweirer Bach entlang geht, der so niedrig ist, daß es sogar das wasserscheue Hühnervolk wagt, darin gackernd herum zu spazieren, glaubt man es kaum, daß der gleiche Bach 1741 sämtliche Stege wegspülte, Gärten und Aecker bis zu „Halbmannstiefe" überschwemmte und das Dorf zwang, vom Markgrafen eine Landfrohn zu erbitten, da es außerstande war, den Schaden aus eigenen Mitteln zu beheben. Im Sommer 1787 zerstörte der Bach wieder eine Brücke und brachte das Haus des Bürgers Andreas Kuz, eines völlig verarmten Menschen zum Einsturz.

In welchem Zustand die Straßen waren, zeigt z. B. — ich greife von den vielen nur eines heraus — das Beschwerdeschreiben des Rüppurer Pfarrers, der die Wolfartsweirer Seelen auch zu versorgen hatte: die Wege seien morastig, die Brücke über den Scheidgraben, das sogenannte Kohlbrückle in lebensgefährlichem Zustand. Sein Vorgänger brach schon einmal auf derselben ein und fiel ins Wasser. Einige Jahre später — die Straße von Rüppur nach Wolfartsweier wurde 1759 auf sein Schreiben hin hergestellt — war eine erneute Ausbesserung notwendig, die aber nicht zustande kam, weil auf der Anfahrt Roß und Wagen im Morast stecken blieben, weshalb man wieder heimfuhr und die Arbeit unterließ.

Vielleicht hat die schlechte Beschaffenheit dieses Weges dazu beigetragen, daß Wolfartsweier sich über den unregelmäßigen Gottesdienst durch den Rüppurer Geistlichen beim Markgrafen beschweren mußte und im Oktober 1781 nach Durlach eingepfarrt wurde.

Das Gotteshaus war zur selben Zeit in verwahrlostem Zustand. Ein Visitator von der Geistlichen Verwaltung Durlach schrieb an den Markgrafen, es regne bei schlechtem Wetter durchs Dach. Die Mauer um den Kirchhof war eingefallen, und die Gemeinde stand völlig ratlos, woher sie die Mittel zur Reparatur nehmen solle. Da sie 1784 eine Orgel angeschafft hatte, deren Bezahlung nur dadurch möglich war, daß die Allmende aufgehoben und der Ertrag versteigert wurde, entstanden jahrelange Schreibereien und Bittschriften an den Hof nach „Carlsroue".

Ein Inventarverzeichnis der Kirche (1767) weist aus, daß sämtliche Gegenstände: Kelche, Bücher, Talar usw. nur durch Almosen erstanden werden konnten. Rührend ist eine Aufstellung, wonach das Schulhaus, die Tafel, der Tisch, der Schwamm und 16 Stühle vom Markgrafen gestiftet wurden.

1796 brach eine Viehseuche aus. Der Dorfpfarrer, der nach alter Ueberlieferung beim Pfarrer im Stalle stand, ging ein. Aus Angst, der nächste Farren könne wieder der Seuche erliegen, zögerte das Dorf, einen solchen anzuschaffen. Das Oberamt Durlach aber sah die Notwendigkeit eines solchen Tieres besser ein und verordnete einfach dem Dorf, aus der mageren Gemeindekasse eine Farren zu kaufen.

Außer diesen, wenigen Beispielen gibt es noch viele, die von armen Bürgern erzählen, die um Geld baten, um sich ein Häuslein zu bauen; oder die für den Winter Holz aus den Markgräflichen Waldungen sammeln wollten, da sie keines kaufen konnten und ihnen die Allmende versagt war.

Heute ist Wolfartsweier noch ein stilles, bescheidenes Dorf mit liebenswürdigen Menschen, das nicht viel Aufhebens von sich macht; aber durch seine Unberührtheit von unechten städtischen Wesen und durch seine Lage am Bergfuß inmitten grüner Felder und blühender Obstbäume übt es einen seltenen Reiz auf den beschaulichen Wanderer aus.

II.

Die ehemalige Ruine Wolfartsweier

Oberhalb Wolfartsweier liegen auf der Westseite des Maiblümlesberges verschüttet die steinernen Reste einer Ruine. Wer vom Dorf den steilen Fußweg hinaufsteigt, dem fällt oben eine etwa vier Meter hohe Erhebung auf, der man sofort ansieht, daß sie von Menschenhand geschaffen ist. Auf ihrer Oberfläche ragt noch einmal eine teilweise unterbrochene, quadratische Erhebung mit neun Meter langen Seiten empor. Gräbt man an diesem besonderen Aufbau, so findet man die mächtigen Quadersteine eines Turmes. Ein Graben, in dem der Wind das dürre Laub aufwirbelt, windet sich seit Jahrhunderten im Kreise um diese Stätte. Vor Jahren war er noch tiefer angelegt, doch die Verwitterung des Bodens vermischt seine ehemalige Bedeutung und macht ihn langsam dem grünen Waldboden gleich. Die grauen Buchen- und weißen Birkenstämme ringsum sind noch jung.

Bis zur Jahrhundertwende verzeichneten Karten der Umgebung von Karlsruhe an dieser Stelle eine Ruine, die manchmal Ruine Gleichen heißt. Ueber ihre einstige Bedeutung ist viel gefragt und geschrieben worden. Einige Wissenschaftler, z. B. Mone, entschieden sich für ein römisches Kastell; andere verwarfen diese Annahme, z. B. J. Naeher und Fecht, und glaubten nur an eine Burg des Ritters von Waldeck, von dem im ersten Teil dieses Aufsatzes die Rede war; wieder andere lasen auf seinem Grabstein zu Wolfartsweier „gleici" statt „pleici" und meinten, die Edeln von Gleichen hätten hier gewohnt, von wo ja auch z. B. auf Pleschs Karte die Bezeichnung „Ruine Gleichen" herkommt.

Ich will versuchen klarzustellen, was es mit dieser Ruine für eine Bewandtnis hat.

Die Römer, die von der Zeit Caesars bis ins 4. Jahrhundert in unserer Gegend saßen, wovon ja viele Funde Zeugnis ablegen, — ich erinnere an den Neptunstein in Ettlingen oder den Berg Merkur bei Baden-Baden — hatten durch das Rheintal mehrere Heerstraßen gelegt, auch zu diesem Zweck das Rheintal entsumpft, indem sie künstliche Durchstiche an den Rheinhauptarm machten; eine dieser Heerstraßen ging von Ettlingen nach Wersau bei Schwetzingen. Diese ist sowohl durch Funde, als auch durch schriftliche Ueberlieferung gesichert (vergl. Mones Urgeschichte I). Diese Straße mußte gegen feindliche Ueberfälle durch die Germanen geschützt werden. Daher wurden in ganz bestimmten Abständen die Zugangsstraßen von Osten durch kleine Kastelle gesichert. Wir finden noch heute Reste jener Warttürme bei Heidelsheim (Bruchsal), Obergrombach, Weingarten, Königsbach, Grötzingen, auch unter der Carlsburg bei Durlach hat man solche entdeckt. Die Zufahrtsstraße von Hohenwettersbach her wurde durch unsere Ruine bei Wolfartsweier gedeckt.

Einen weiteren Beweis für den römischen Ursprung der Ruine liefert eine Urkunde vom Jahr 1532, wonach der Berg, auf dem ihre Grundmauern liegen, Heidberg genannt wird. „Heid" hat zweierlei Bedeutung: entweder flaches, ödes Land (Heide), worum es sich bei unserm Heidberg nicht handeln kann; oder man verstand unter Heid — die Römer. Auf die Nähe von Römern weist außer den Funden auch der Wattberg hin, der seinen Namen von Vadum-Furt herleitet. Ferner gibt es noch eine Menge mit Heid— gebildeter Gewanne in der weiteren Umgebung: Heidberg und Heidacker bei Jöhlingen, bei Daxlanden und Sandhausen; auch Heidelberg leitet wohl seinen Namen daher.

In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Band VII. 1856) steht, die Ruine sei die Burg der Ritter von Waldeck gewesen. Urkunden darüber habe ich nicht gefunden. Es gab allerdings ein Wolfartsweierer Geschlecht, die Familie Bleichen, welches dasselbe Wappen führte, wie der dort beerdigte Ritter, an dessen Grabstein „pleici de waldeck" steht, woraus wir schließen dürfen, dasselbe habe in irgend einer verwandtschaftlichen Beziehung zu den Waldecks gestanden. An einem Kaufbrief des Edelknechts (armiger) Gerlach Bleiche vom 9. März 1344 hängen zwei Siegel. Das eine zeigt die gekreuzten Rechen, wie am Grabstein des Ludovicus de Waldeck. Vielleicht dürfen wir annehmen, da der Namen Bleichen (Pleici) in Wolfartsweier noch lange in Urkunden auftaucht, daß die Burg von den Edeln Pleick bewohnt war.

Ich bin der Ansicht, daß die Ruine ehemals ein römischer Wartturm war, der dann infolge seiner günstigen Lage im 14. Jahrhundert von den Bleichen als Burg verwendet wurde. Auffallend ist jedoch, daß sie in keiner einzigen Urkunde oder sonstwo genannt wird, woraus man schließen darf, daß sie bald nach dem Tode des Ritters Ludwig Pleikart von Waldeck zerfallen ist.

Auch die Sage, die ihre Ranken um das verfallene Gemäuer gesponnen hat, bestärkt mich in meiner Annahme. Fast alle erzählen von einem Schatz in einem unterirdischen Gewölbe und von einer weißgekleideten Jungfrau, die alle sieben Jahr erschien und mit Maiblumen in der Hand vom Berg ins Tal hinunterstieg (er heißt ja noch heute „Maiblümlesberg"). Eines Tages kam ein fahrender Schüler, der wollte die Bauern überreden, mit ihm den Schatz zu heben, was sie aber verweigerten. Als man es nach Jahren doch wagte, war der Schatz verschwunden. Die Sage nun, auf die sich meine Annahme gründet, die Ruine sei ursprünglich ein römischer Wartturm gewesen und später als Burg verwendet worden, berichtet: „Vor Zeiten war die Rheinebene noch mit Wasser bedeckt, aus dem die Berge wie Inseln hervorragten. Darauf bauten sich Seeräuber ihre Nester. Auch auf dem Heidberg stand so ein Nest. Als das Wasser fiel, wurden die Nachkommen dieser Seeräuber Ritter." Der Leser wird inzwischen zweifelnd den Kopf geschüttelt haben, denn es kann doch auf keinen Fall hier Seeräuber gegeben haben. Mit ihnen können nur die Römer gemeint sein, die den Germanen ihr Land raubten und di es fertiggebracht haben, das Rheintal trocken zu legen. In ihren Warttürmen haben später ihre sagenhaften „Nachkommen" — die Ritter — gewohnt.

Vom Turmberg bei Durlach geht genau die gleiche Sage. Sie weiß sogar zu erzählen, daß diese „Seeräuber" einen Mann gefangen hielten, der, um seine Freiheit zu erlangen, versprach, das Wasser im Tal auszuschöpfen. Zu diesem Zweck habe er ein Loch bei Bingen gegraben, und das Wasser sei gesunken, bis das Tal trocken lag. Wahr ist, daß die Römer bei Graben (lat. fossa) einen Durchstich machten, durch den die Pfinz mitsamt dem Wasser im Tal abfloß.

Man muß früher eine herrliche Aussicht von der Ruine Bleichen gehabt haben: rechts Durlach, am Horizont hinter dem Wald die Türme von Karlsruhe, im Westen das zarte Blau der Pfälzer Berge, die spitze Kuppe des Kalmits und des Rehberges. Unten vom Fuß des steilen Hanges vor der Ruine grüßen die braunen und roten Dächer Wolfartsweiers herauf. Jenseits des Wetterbaches schiebt sich ein Berg vor und verdeckt den Blick nach Ettlingen. Doch nach Südwesten erstreckt sich die grüne weite Rheinebene mit ihren Dörfern und Wäldern.

Franz Hirtler:

Jörg Wickram,

der Vater des deutschen Romans und Urahn alemannischer Kurzgeschichtenerzähler.

Wer kennt ihn eigentlich genauer, den Dichter Jörg Wickram, den Stadtschreiber von Burkheim am Kaiserstuhl, der in der Geschichte der deutschen Dichtung den oben angeführten Ehrentitel mit allem Recht tragen darf? Er sollte in Deutschland eine ebenso bekannte und volkstümliche Gestalt sein wie Hans Sachs, zu dem er übrigens auch in literarischen Beziehungen stand. Aber während uns der gute Nürnberger Meister nicht nur durch ausführliche Kunde über sein Leben und durch mehrere zeitgenössische Bilder schon menschlich näher rückt, fehlen von Jörg Wickram alle genaueren Lebensdaten, und das Wenige, das durch rastlosen Forscherfleiß an das Tageslicht gebracht wurde im Lauf der Zeiten, ergibt kein klar ausgeprägtes Bild, wenn man nur die nackten überlieferten Tatsachen in Betracht zieht. Eine lebendige Vorstellung von diesem volkstümlichen deutschen Manne und Dichter kann nur der gewinnen, der außer den Nachrichten über sein Leben und Schaffen auch den Sprachklang seiner Rede gehört hat, etwa aus dem Roman „Goldfaden" und aus der höchst lebensvollen Schwanksammlung des „Rollwagenbüchleins". Dazu gehört ferner noch, daß man den Ort seines Lebens und Wirkens und seine Zeit (etwa 1500—1557) näher ins Auge faßt, und so den Menschen vor seinem ihm gemäßen Hintergrund zeigt. Auf solche Weise rundet sich dann das Bild des Mannes, der als Alemanne und als einstiger Stadtschreiber des jetzt badischen Städtchens Burkheim am Kaiserstuhl noch unsere besondere Teilnahme verdient.

Burkheim wäre vielleicht heute ein beliebtes Reiseziel für